

Stefan Weinfurter

(1945–2018)

Mit Stefan Weinfurter verliert die deutschsprachige Mittelalterforschung einen ihrer prägenden Köpfe. Wie kaum ein anderer verband er Gelehrsamkeit mit thematischer Vielfalt und methodischer Offenheit. Durch seine Gabe, komplexe Sachverhalte klar darzulegen, gelang es ihm über die Fachwelt hinaus ein breites Publikum anzusprechen. Mit eindringlicher Sprache und ansteckender Begeisterungsfähigkeit weckte er Interesse für mittelalterliche Themen, denen er weit über die Universität hinaus eine Öffentlichkeit schuf. Die mittelalterliche Geschichtsforschung vermisst nicht nur einen inspirierenden Gelehrten, sondern einen unermüdlichen Organisator und Vermittler zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit.

Im südböhmischen Prachatice unmittelbar nach Kriegsende geboren, fand Stefan Weinfurter in München eine zweite Heimat. Nach dem Abitur am Karls-gymnasium in Pasing studierte er an der Universität seiner Heimatstadt Geschichte und Germanistik. Die traditionsreiche Ludwig-Maximilians-Universität litt im Bildungsaufbruch der 60er Jahre unter einer massiven Überlast. In Erzählungen aus dieser Zeit rahmten überfüllte Hörsäle eine verblässende Ordinarien-herrlichkeit. Johannes Spörl und wohl auch Karl Bosl hinterließen bei dem jungen Studenten dennoch Eindrücke. Die Beschäftigung als Hilfskraft am Lehrstuhl Spörl war der erste Schritt auf dem Weg in die akademische Welt. Mit seinem Lehrer Odilo Engels ging er nach dem Staatsexamen 1971 als Assistent nach Köln. Innerhalb eines Jahrzehnts erfolgten dort Promotion und Habilitation. Mit 36 Jahren erreichte ihn 1982 der erste Ruf an die eben gegründete Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt auf eine Professur für Landesgeschichte. Obwohl er nach fünf Jahren nach Mainz ging, behielt sein Name an der Altmühl einen guten Klang, bis hin zu einer Tätigkeit im Hochschulrat in schwieriger Zeit (2007–2011).

Mit dem Wechsel an eine deutlich größere Universität eröffneten sich neue Horizonte. In Mainz, das Familie Weinfurter zur Heimat werden sollte, wurde die Geschichte der Könige und Kaiser des Mittelalters zu einem seiner Lebens-themen. Durch die wissenschaftliche Vorbereitung der großen Salierausstellung

(1992), die er und sein Team retteten, schuf er sich mit der Planung und Gestaltung wissenschaftlicher Ausstellungen eine neue Darstellungsform, die ihn bis zum Lebensende fesseln sollte. Nach zwei Rufen nach Köln und München entschied sich Weinfurter 1994 für die bayerische Landeshauptstadt, er verließ sie bereits nach fünf Jahren wieder, um 1999 nach Heidelberg zu wechseln. In seinem Wirken an der Ruprecht-Karls-Universität kulminierte seine Karriere; eine Zeit, die durch das enge Zusammenwirken mit Bernd Schneidmüller gekennzeichnet war. Als Stefan Weinfurter sich nach einem überaus erfolgreichen Wirken 2013 aus dem aktiven Dienst verabschiedete, richtete die Universität eine Seniorprofessur ein, mit der die Leitung der „Forschungsstelle Geschichte und kulturelles Erbe“ verbunden war. Der Tod riss ihn mitten aus der Tätigkeit für diese Forschungsstelle und den Vorbereitungen zu einer neuen Ausstellung (Die Kaiser und die Säulen der Macht. Von Karl dem Großen zu Friedrich Barbarossa, Mainz 2020). Unter seinen zahlreichen akademischen Würden seien erwähnt: die Mitgliedschaften in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, im Konstanzer Arbeitskreis für Mittelalterliche Geschichte (Vorsitzender 2001–2007), in der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Vorstand 2006–2018) und in der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften.

Über die wechselnden Stationen seiner akademischen Vita hinweg verfolgte Stefan Weinfurter Themen und Ansätze, die im Kern seit seiner Dissertation zur „Salzburger Bistumsreform und Bischofspolitik im 12. Jahrhundert“ vorhanden waren¹. Mit charakteristischer methodischer Offenheit und nicht nachlassender Neugier passte er sie in sich verändernde Forschungskontexte ein. Nach üblichen Themenfeldern sortiert, forschte er zur Geschichte religiöser Bewegungen und hochmittelalterlicher Orden, zur Landes- und Reichsgeschichte, zur Ideen- und Geistesgeschichte und edierte Quellen. Doch wird man mit solchen schablonenhaften Zuweisungen einem Zugriff nicht gerecht werden, der von Anfang an darauf abzielte, unterschiedliche Betrachtungsebenen in eins zu sehen, um das ganze Bild gesellschaftlicher, religiöser und politischer Zusammenhänge einer Zeit zu erfassen. Die Geschichte der Könige und Kaiser des hohen Mittelalters war ihm deshalb auch als Traditionsgut deutschsprachiger Mittelalterwissenschaft nicht Selbstzweck. Sie stand vielmehr für die Geschichte von Zeiten, in denen die monarchische Spitze Bezugspunkt und Spiegel von Ordnungen war und dadurch tieferliegende Strukturen offenlegte. Die Begriffsprägung des „Wirkverbunds“ aus den Mainzer und Münchner Jahren oder die späteren „Ordnungskonfigurationen“ stehen für dieses Zusammendenken gelebter und gedachter Ordnung, um das Handeln mittelalterlicher Menschen erklären zu können.

1 Stefan WEINFURTER, Antrittsrede an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften vom 31. Januar 2004, in: Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften für 2004, Heidelberg 2005, S. 119–121, hier S. 119.

An der erwähnten Dissertation zur Kanonikerreform in Salzburg unter Erzbischof Konrad I. (1106–1147) war dies bereits zu beobachten. In den Leitgedanken der Reform erkannte Weinfurter ein umfassendes gesellschaftliches Reformprogramm, das an Idealen der Urkirche von Gleichheit und Gütergemeinschaft orientiert war. Ein Programm, dessen Umsetzung Erzbischof Konrad planvoll initiierte und dennoch nur im Verbund mit seinen Kanonikern verwirklichen konnte. Sein Ziel sei es letztlich gewesen, eine urkirchliche Gemeinschaft in der Erzdiözese zu etablieren. Die Salzburger Kanonikerreform sah Weinfurter somit als Teil eines Ganzen, als Ausdruck umfassenderer gesellschaftlicher Ordnungsvorstellungen in der Zeit des „Investiturstreits“.

Zwei Themen waren damit angeschlagen. Zum einen die Geschichte der *Vita religiosa* und ihrer gesellschaftlichen und politischen Bedeutung; Weinfurter war nicht nur überzeugt davon, dass eine Trennung zwischen geistlich und weltlich für das Mittelalter anachronistisch sei, sondern dass in den Klöstern und Stiften des hohen Mittelalters neue Ordnungsmodelle gedacht und Lebensmodelle verwirklicht wurden, die die „Welt“ veränderten; von der Dissertation ausgehend lassen sich somit Linien bis hin zum späteren Heidelberger Akademieprojekt „Klöster des Hochmittelalters. Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle“ ziehen, das er gemeinsam mit Bernd Schneidmüller und Gert Melville leitete. Zum anderen war die Salzburger Bistumsreform nur im Blick auf lokale und regionale Konstellationen zu erfassen, die detaillierte Rekonstruktion der Gründungsumstände einzelner Stifte und der Viten der Reformkanoniker war ein wichtiger Teil der Dissertation. Durch den landesgeschichtlichen Zugriff ließen sich Strukturen hinter der reichs- und kirchengeschichtlichen Ereignisgeschichte erkennen; er war deshalb ein unverzichtbarer Bestandteil eines neuen Blickes auf die politische Geschichte des hohen Mittelalters, in der die Betrachtungsweise „von oben“ mit der „von unten“ verschränkt werden sollte, wie es sein Lehrer Odilo Engels für die Stauferzeit immer wieder erprobt hatte².

Ausgehend von der Dissertation widmete Weinfurter sich der Kanonikerreform des hohen Mittelalters in einer Reihe von flankierenden Aufsätzen vor allem in den den 70er und 80er Jahren. Dabei stand anfangs das Verhältnis der neuen Reformbewegung zur etablierten Kirchenstruktur im Mittelpunkt; an Norbert von Xanten, dem charismatischen Wanderprediger, der zum Erzbischof von Magdeburg wurde und den Prämonstratenserorden hinterließ, wurde dieses Spannungsverhältnis besonders sichtbar. Auch die Edition der Lebensgewohnheiten (*Consuetudines*) der Kanoniker von Springiersbach/Klosterrath, die in Köln als Habilitationsleistung (1980) anerkannt wurde, gehört zu diesem thematischen Forschungsfeld, das Stefan Weinfurter besonders intensiv in den Anfängen seiner akademischen Karriere bearbeitete.

² Stefan WEINFURTER, Das neue Bild der Stauer. Zur Verleihung des Wissenschaftspreises an Prof. Dr. Odilo Engels, in: Der Deutsche Orden in Europa (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst, Bd. 23), Göttingen 2004, S. 109.

Die Landesgeschichte Bayerns, der zweite Schwerpunkt, trat in der Eichstätter Zeit deutlicher hervor. Das ursprünglich geplante Habilitationsvorhaben sollte sich mit der Geschichte des Herzogtums Bayern im frühen und hohen Mittelalter beschäftigen. Obwohl es zugunsten der *Consuetudines*-Edition aufgegeben wurde, blieb Weinfurter wie nur wenige mit der mittelalterlichen Geschichte Bayerns vertraut. In den Eichstätter Jahren erschien fast Jahr für Jahr ein Aufsatz zur Bischofsgeschichte, von den Anfängen, vom hl. Willibald bis ins 14. Jahrhundert, flankiert wurden diese von der Edition und Übersetzung der Geschichte der Eichstätter Bischöfe des Anonymus aus Herrieden aus dem 11. Jahrhundert. Das lange brachliegende Feld der Eichstätter Bischofsgeschichte hat Weinfurter auf diese Weise innerhalb kürzester Zeit bestellt und fruchtbar gemacht. Drei Aufsätze, die sich über Eichstätt hinaus, mit dem Aufstieg der frühen Wittelsbacher und Bayern in der Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit beschäftigten, belegen zudem, dass er die zeitliche Breite seiner landesgeschichtlichen Professur ernst nahm.

Ein magistraler Aufsatz der Eichstätter Zeit verwies schon über diese hinaus, unter dem Titel „Die Zentralisierung der Herrschaftsgewalt im Reich unter Kaiser Heinrich II.“ erschien 1986 im Historischen Jahrbuch eine dichte, fast 60 Seiten umfassende Studie. Die Politik König Heinrichs II. in seinen Anfängen deutete er aus den Traditionen und Erfahrungen der bayerischen Herzogslinie der Ottonen. Die Darstellung der Zeit vor Heinrichs Königserhebung war dabei weit mehr als die Rekonstruktion einer Vorgeschichte, sie wurde zur Geschichte des Herzogtums Bayerns im 10. Jahrhundert. Wegweisend war dieser Aufsatz nicht nur deshalb, weil er eine Brücke zwischen landes- und reichsgeschichtlichem Erklären schlug, sondern weil sich Weinfurter hier zum ersten Mal explizit in einer Publikation mit einem einzelnen König beschäftigte. Manifestierte sich damit die in den 80er Jahren allenthalben zu beobachtende Rückkehr der handelnden Individuen in die Geschichtsschreibung auf eine genuin mediävistische Weise?

Der Wechsel nach Mainz bot weitere Gelegenheit, ja forderte geradezu heraus, sich der großen Kaisergeschichte des hohen Mittelalters zuzuwenden. Als wissenschaftliche Vorbereitung und begleitend zur Ausstellung „Die Salier und das Reich“ in Speyer widmete sich Weinfurter gemeinsam mit seinem Mainzer „Team“ der Geschichte der Salier mit dem Anspruch, sie neu zu entdecken. In der 1991 zur Ausstellung erscheinenden Monographie „Herrschaft und Reich der Salier. Grundlinien einer Umbruchszeit“ wird diese Neubewertung greifbar. Als „Einführung in die Salierzeit“, in der „Grundlinien dieser Epoche“ wollte er das Buch verstanden wissen. Zu einem Wurf wurde es dadurch, dass es auf eine spezifische Weise unterschiedlichste Entwicklungen zusammen sah. Das Jahrhundert der Salier kennzeichne eine epochale „Dynamik“, einen „Wandel“, der – so an anderer Stelle – vielleicht nur mit den Wirkungen der französischen Revolution zu vergleichen sei. Die Salier, die sich vielleicht gerade wegen der krisenhaften Umbrüche in ihrer Zeit, als Dynastie verstanden und auf eine neue Königs-idee zur Herrschaftslegitimation stützten, bilden in diesem Buch deshalb

nur eine, wenn auch wesentliche narrative Klammer, um die grundstürzenden „politischen, sozialen, rechtlichen, wirtschaftlichen und religiösen Veränderungen und Bewegungen“ der Zeit zu beschreiben. Als „Wirkverbund“ der Kräfte sei der „salische Gesellschafts- und Herrschaftsverbund“ zu verstehen, „bei dem König und Herrscherdynastie nur einen Ausschnitt darstellten“³. Am Ende entstand das mitreißend erzählte Bild einer dynamischen Epoche deren Ergebnis eine „Hierarchisierung in Kirche und „Gesellschaft“, durch „Intensivierung und Zentralisierung von Herrschaft und Wirtschaft“, und durch „Funktionalisierung in verschiedensten Bereichen“ gewesen sei⁴. Dieses Nachdenken über salische Könige und Kaiser führte Weinfurter zu grundsätzlichen Reflexionen über die Funktion des Königtums in ottonischer und salischer Zeit, die seit den 90er Jahren immer wieder greifbar sind.

In der Münchner Zeit gipfelten diese Überlegungen in die „Biographie“ eines Herrschers, Heinrichs II. (1002–1024) (1999), sein wohl gewichtigstes Buch. Es holte den letzten ottonischen König, der als heiliger Gründer Bambergs in der Forschung lange Zeit an hagiographischer Übermalung gelitten hatte, zurück in die an der Zeitenwende zum dritten Jahrtausend intensiv geführte Diskussion über das ottonische Königtum vor 1000 Jahren. „Herrscher am Ende der Zeiten“, so der Untertitel des Buches. Quellennah, Fußnote für Fußnote auf eigener Forschung beruhend und Teil der aktuellen Debatten zur frühmittelalterlichen Königsherrschaft gewinnt Heinrich II. plastische Konturen: den vormaligen Herzog von Bayern, geprägt durch die autoritätsgewohnten Traditionen bayerischer Herzogsherrschaft, trieb danach im Kern eine religiöse Herrschaftsidee an. Heinrich II. hatte eine „Konzeption“, eine Vorstellung von den Zielen seiner Königsherrschaft, die er umsetzte; mit den Bischöfen, mit und gegen den Adel, hartnäckig in Konflikten und im Bewusstsein seiner religiösen Verantwortung; am Ende wurde durch die Gründung Bambergs Gott selbst zum Erben des kinderlosen Kaiserpaars Heinrich und Kunigunde. Weinfurters Heinrich II. ist ein Individuum, er plant, handelt und setzt sich gegen Widerstände durch – in der Debatte um das Schreiben von Herrscherbiographien steht das Buch damit in gewisser Weise an einem Wendepunkt sowohl im Hinblick auf den Optimismus, einen mittelalterlichen Herrscher als planvoll handelndes Individuum erkennen zu können, als auch in der Bewertung von dessen Handlungsmöglichkeiten gegenüber den Erwartungen geistlicher und weltlicher Großer. Eine Sicht, die allerdings gerade Weinfurter mit seinem Buch entscheidend vorantrieb, denn von den ersten Seiten an ging es ihm darum, den „Funktionszusammenhang, in dem Heinrich als König und Kaiser“ stand, zu beschreiben und keine Biographie im „strengen Sinne“ zu verfassen⁵. Begleitet wurde das Buch von einer wissen-

3 Stefan WEINFURTER, Herrschaft und Reich der Salier. Grundlinien einer Umbruchszeit, 2. Aufl., Sigmaringen 1992, S. 11 f.

4 Ebd., S. 157.

5 Stefan WEINFURTER, Heinrich II. Herrscher am Ende der Zeiten, Regensburg 1999, S. 11.

schaftlichen Tagung, die er gemeinsam mit Bernd Schneidmüller in Bamberg ausrichtete, die Ergebnisse der Forschungen zu Heinrich II. gingen ein in die diesem gewidmete bayerische Landesausstellung des Jahres 2002.

Damit war – nach dem anders gearteten Vorlauf der Salierausstellung – ein Erfolgsmodell der Wissenschaftskommunikation etabliert, das von nun an in frappierender Dichte festzustellen ist: die Vorbereitung einer großen Ausstellung durch eine wissenschaftliche Tagung, deren Ergebnisse in einer begleitenden Publikation dokumentiert werden. Der Tagungsband richtet sich an die Diskussion im Fach, der die Ausstellung begleitende Essay- und Katalogband an eine größere interessierte Öffentlichkeit. Das Buch zu Heinrich II. entstand noch in München, als es publiziert wurde, war Weinfurter bereits in Heidelberg. Hier im dynamischeren und offeneren Umfeld an Neckar und Rhein war, so empfand er es, eine Entfaltung von Kräften möglich, wie sie an der Isar nicht denkbar gewesen wäre. Zusammen mit Bernd Schneidmüller, der 2003 nach Heidelberg gekommen war, und in enger Kooperation mit Alfred Wiczorek und dem Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim, aber auch mit dem Kulturhistorischen Museum in Magdeburg und dem Historischen Museum der Pfalz in Speyer, entstanden nun Schlag auf Schlag Tagungsprojekte. Sie gaben einen Takt im Fach vor, in dem sie aktuelle Themen aufgriffen oder bewährte wieder auffrischten; man mag sich kaum vorstellen, wo die Mittelalterliche Geschichte in der öffentlichen Wahrnehmung ohne diese Initiativen heute stünde. Vor allem die großen kulturhistorischen Schauen in Mannheim seien erwähnt: „Die Staufer und Italien“ (2011), „Die Wittelsbacher am Rhein“ (2013/2014) und nicht zuletzt die „Päpste und die Einheit der lateinischen Welt“ (2017).

Der Wechsel nach Heidelberg fiel in eine Zeit, in der sich die Forschungsorganisation in der Geschichtswissenschaft veränderte, die Verbundforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurde zunehmend zu einem die Geisteswissenschaften auf breiter Front prägenden Förderinstrument mit allen damit verbundenen Möglichkeiten und Herausforderungen. Weinfurter war selbstverständlich Teilprojektleiter in den Sonderforschungsbereichen „Ritualdynamik“ und „Materiale Textkulturen“ und an weiteren Unternehmungen beteiligt. Durch das virtuose Spiel auf der Klaviatur der neuen Fördermöglichkeiten schufen er und Bernd Schneidmüller innerhalb eines Jahrzehnts in Heidelberg Chancen für mediaevistische Nachwuchswissenschaftler, wie es sie nur an wenigen anderen Orten gab und gibt. Heidelberg wurde in diesen Jahren zu einem der Knotenpunkte der Mittelalterforschung im deutschsprachigen Raum mit erheblichem personellem Aufwuchs.

Dass neben all dem für Stefan Weinfurter noch Zeit zum Weiterdenken der eigenen Themen und zur Forschung blieb, mutet fast wie ein Wunder an, und dennoch war die Heidelberger Zeit wissenschaftlich produktiv. Hervorzuheben ist der Versuch mit den „Ordnungskonfigurationen“ das Ineinander von gelebter und gedachter Ordnung, die „Wechselbeziehung von Wertevorstellungen und

politischen und sozialen Ordnungsfiguren“ in einem Begriff zu fassen⁶. Der vorsichtige Vorschlag damit ein „Forschungsdesign“ zu etablieren und eine begriffliche Klammer zu schaffen, die allerdings nur mit einer „eher weitgefassten Umschreibung“ einzugrenzen war, bot den Ausgangspunkt für eine anregende Tagung des Konstanzer Arbeitskreises (2003). Gerade die beabsichtigte Offenheit führte aber zu unterschiedlichen Füllungen, vermutlich hat sich deshalb der Begriff bislang nicht im Fach etabliert. Möglicherweise bietet er eher eine heuristisch sinnvolle Gedankenfigur für historiographische Darstellungen als einen definitorisch scharf gestellten Begriff für die Analyse⁷.

Auch in der Heidelberger Zeit dachte Weinfurter weiterhin über das Wesen hochmittelalterlicher Königsherrschaft nach. Aus ritualdynamischer Sicht verdiente das Weinen der Könige Aufmerksamkeit, es ließ sich als Indikator für verändernde Ordnungsvorstellungen lesen. So deutete er das demonstrative Bußweinen Heinrichs III. als Hinweis auf das Zerschlagen der sakralköniglichen Ordnung des frühen Mittelalters; als Friedrich Barbarossa 1181 vor den Fürsten in Erfurt weinte, war dies ein Zeichen für seinen eingeschränkten Handlungsspielraum, der die Unumkehrbarkeit der Absetzung Heinrichs des Löwen eingestand. Überhaupt war Weinfurter der Blick auf die Möglichkeiten der Könige zu eigenem Handeln wichtig, das sich in der Beschreibung der übergreifenden Strukturen, in die es eingebettet war, der Erwartungen, auf die sie reagieren mussten, und der neuen Sensibilisierung für konsensuale Entscheidungsfindung aufzulösen drohte. In der „gratialis Herrschaftsordnung“, dem Herrschen der Könige durch das Erteilen von Gnaden, mit dem sie sich über vorher getroffene Entscheidungen hinwegsetzen konnten, sah er einen Schlüssel, um den Blick auf die Handlungsmöglichkeiten der Könige offen zu halten. In gewisser Weise sind gratiale und konsensuale Herrschaft somit komplementär zu verstehen.

Auch darüber hinaus beteiligte er sich an den Renovierungsarbeiten an der verfassungsgeschichtlichen Matrix der Mittelalterforschung im deutschsprachigen Raum, was die Schlagworte einiger Aufsatztitel verdeutlichen können: „Verträge und politisches Handeln“ (2008), „Rituale, Willensbildung und Entscheidungsprozesse“ (2010), „Lehnswesen, Treueid und Vertrauen“ (2010).

Neben diesem Fortschreiben der Forschungen zu Könige und Kaisern im hohen Mittelalters in Aufsatzform entstanden in den letzten Jahren noch drei Monographien. Ein souveräner Abriss zur Geschichte des Reiches im Mittelalter (2008). „eine kleine deutsche Geschichte“, so der Untertitel. Größere Wellen schlug das zuerst 2006 und dann in zwei weiteren Auflagen erscheinende Buch über „Canossa. Die Entzauberung der Welt“, das auch ins Italienische übersetzt

6 Bernd SCHNEIDMÜLLER / Stefan WEINFURTER, Ordnungskonfigurationen. Die Erprobung eines Forschungsdesigns, in: Ordnungskonfigurationen im hohen Mittelalter, hg. von DENS. (Vorträge und Forschungen, Bd. 64), Ostfildern 2008, S. 9 f.

7 Vgl. jedoch die Auseinandersetzung und Einordnung bei Martin PILCH, Der Rahmen der Rechtsgewohnheiten. Kritik des Normensystemdenkens entwickelt am Rechtsbegriff der mittelalterlichen Rechtsgeschichte, Wien/Köln/Weimar 2009, S. 479–529.

wurde. Diese Synthese der intensiven Beschäftigung mit der Salierzeit in Form eines Großessays verstand die Ereignisse in Canossa 1077 als „Chiffre“ für ein Zerschneiden der frühmittelalterlichen Einheit, die es in der Zeit Heinrichs III. noch gegeben habe, als Ausgangspunkt für eine zunehmende „Entzauberung der Welt“ (Max Weber). Die Darstellung verband die große, viel behandelte politische Geschichte der Zeit deshalb mit Blicken auf „Wandlungen in der Gesellschafts- und Herrschaftsordnung“, einem Wertwandel oder den Veränderungen des Königsideals. Suggestiv formuliert und rhetorisch zugespitzt, vermittelte das Buch an ein breiteres Publikum den Umbruch der „Ordnungskonfigurationen“ in der späten Salierzeit. Das Ereignis in Canossa war dafür zwar ein Fluchtpunkt der Darstellung, entscheidend aber war, dass sich an ihm ein tiefgreifender Wandel der gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen Ordnung“ erklären ließ⁸. Die Zweifel an der Historizität des Ereignisses, die in der Folge aufgebracht wurden, berühren diese Darstellungsabsicht des Buches nur am Rande.

Das letzte Buch zu Karl dem Großen (2013) reihte sich würdig in die Publikation zum Karlsjubiläum 2014 ein, es war geprägt von einer übergeordneten Idee, die man auch als Stellungnahme zur gegenwärtigen Wissenskultur lesen kann⁹. Die Epoche Karls des Großen sei durch das Streben nach „Eindeutigkeit“ geprägt, sie war Teil einer „Wahrheitsordnung“, die der Erneuerung auf allen Ebenen um 800 ihre Kraft und Wirkung gegeben habe. Damit solle gezeigt werden, dass es „Phasen in der europäischen Geschichte gab, in denen ein gegenteiliges Konzept“ als heute angestrebt wurde¹⁰. Diese Absage an Ambiguitäten könnte man als ein Vermächtnis des Historikers Stefan Weinfurter ansehen.

Das unermüdliche Suchen nach angemessenen Deutungen der Geschichte der Könige und Kaiser sowie der Klöster und Stifte des hohen Mittelalters, das sein Werk prägte, kam damit zu einem gewissen Ende. Dabei war diesem Werk eine Spannung eigen zwischen dem immer wieder aktualisierten Einkreisen von Erklärungen, dem Erkennen von Zusammenhängen und der notwendigen Vereindeutigung für die große Erzählung. Erzählt werden aber sollte vom Mittelalter, und es sollte nicht langweilig werden, denn es lohnte sich, diese ferne Welt als anders und doch so nah darzustellen und auf sie immer wieder aufs Neue Fragen der Wissenschaft der eigenen Zeit zu richten. Der Funke der Begeisterung den Stefan Weinfurter dafür bei so vielen zu entfachen verstand, ist nicht sein geringstes Vermächtnis.

Jürgen Dendorfer

8 Stefan WEINFURTER, *Canossa als Chiffre: von den Möglichkeiten historischen Deutens*, in: *Canossa. Aspekte einer Wende*, hg. von Wolfgang HASBERG / Hermann-Josef SCHEIDGEN, Regensburg 2012, S. 124–140, hier S. 124.

9 Stefan WEINFURTER, *Eindeutigkeit. Karl der Große und die Anfänge europäischer Wissens- und Wissenskultur*, in: *König, Reich und Fürsten im Mittelalter. Abschlussstagung des Greifswalder „Principes-Projekts“*. Festschrift für Karl-Heinz Spieß, hg. von Oliver AUGÉ (Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald, Bd. 12), Stuttgart 2017, S. 35–52.

10 Stefan WEINFURTER, *Karl der Große. Der heilige Barbar*, München 2013, S. 19.